

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 34 (1954-1955)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Die Welt des Islam im Umbruch

Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges ist die Welt des Islam in Bewegung geraten. Der 350 Millionen Mohammedaner, die in den gewaltigen Räumen Nordafrikas und des Nahen und Mittleren Ostens leben, hat sich eine ständig zunehmende Unruhe bemächtigt. Die Menschen sind sich ihrer Armut, aber auch der unter dem Sande ihrer Länder ruhenden Schätze bewußt geworden; die soziale Unzufriedenheit ist gestiegen und hat patriarchalische Anschauungen und Einrichtungen verdrängt; aus neuem Volksbewußtsein haben sich starke nationale Strömungen entwickelt, und durch die religiöse Moslemwelt geht eine Bewegung der Islam-solidarität. Erinnerungen an die Zeit einstiger Größe werden wach, in der arabische Reiterheere unter der grünen Fahne des Propheten entlang der afrikanischen Küste des Mittelmeeres nach Westen marschierten, den Felsen des Tarik erklimmen, Spanien überfluteten und die Pyrenäen überschritten.

Nirgends sind Politik und Religion so eng verflochten wie im Islam. Er bildet die große Klammer um alle mohammedanischen Länder. Zwar scheint die Idee eines panislamischen Bundes angesichts der mancherlei dynastischen und politischen Interessengegensätze innerhalb der mohammedanischen Länder und besonders auch in Hinblick auf die Führungsrivalitäten der Türkei, Ägyptens und Pakistans zunächst noch utopisch, aber das Bündnis zwischen den beiden militärisch stärksten mohammedanischen Staaten, der Türkei und Pakistan, übt auf Persien und den Irak ebenso wie auf andere arabische Länder starke Anziehungskraft aus. Daneben stellt auch der durch den Vormarsch des militanten Zionismus beschleunigte Zusammenschluß der acht arabischen Staaten in

der Arabischen Liga unter der Führung Ägyptens einen Schritt auf dem Wege zur Einheit der arabischen Völker dar, und es wäre wohl denkbar, daß die panarabische Bewegung einmal zu einer panislamischen werden könnte. Jedenfalls ist die dem Islam eigene Dynamik, die lange zu schlummern schien, zu neuem Leben erwacht. Geographischer wie politischer Mittelpunkt dieser Unruhe ist der Nahe Osten, der nicht mehr wie einst nur die Landbrücke im Zentrum des mächtigen Dreikontinents Eurasien - Afrika ist, sondern zu einem selbständigen Gebilde mit strategischem und politischem Eigengewicht geworden ist. Durch und über diesen Raum verlaufen die Land-, See- und Luftverbindungen der westlichen Großmächte nach dem Fernen Osten, nach Australien und Ostafrika, und unter seinem Wüstensande liegen 50% des Weltvorkommens an Öl.

Die Öffentlichkeit des Abendlandes erfährt von den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen in den Ländern des Islam im allgemeinen nur durch Berichte über besonders dramatische Zuspitzungen, wie sie sich bei den blutigen Zusammenstößen zwischen Israelis und Arabern, bei der Räumung der Suezkanalzone durch England, in den Unruhen in Französisch-Nordafrika, in der Revolution in Ägypten oder bei der Beilegung des anglo-persischen Ölkonfliktes zeigten. An tieferem Verständnis für die Hintergründe und Zusammenhänge dieser Vorgänge fehlt es vielfach auch bei sonst gut unterrichteten Kreisen, weil es — abgesehen von einer meist journalistisch-belletristischen Reiseberichterstattung — an Möglichkeiten zu gründlicher Urteilsbildung mangelte. Zumindest traf dies bisher für den deutschsprachigen Raum

zu, während der angelsächsischen Öffentlichkeit eine Reihe wertvoller englischer Veröffentlichungen über die Situation im Nahen und Mittleren Osten zur Verfügung standen. Diese Lücke ist nunmehr in einer sehr befriedigenden Weise durch die Bücher von Fräulein Dr. *Lily Abegg* und Dr. *Friedrich-Wilhelm Fernau* geschlossen worden¹⁾.

Langjähriger Aufenthalt in mohammedanischen Ländern und die genaue Kenntnis von Sprache, Geschichte und Religion befähigen Dr. Fernau zu einer bei aller Kürze der Form außerordentlich gründlichen Darstellung der gegenwärtigen Situation in der Welt des Islam von Nordafrika bis Pakistan. (Indonesien ist in der Fernauschen Arbeit nur am Rande erwähnt.) Auf dem ethnographischen, historischen und religionsgeschichtlichen Hintergrund werden die Ursachen und Zusammenhänge der derzeitigen Vorgänge und der sich anbahnenden Entwicklungen im Nahen und Mittleren Osten dargelegt. Der Autor verzichtet bei seiner Schilderung auf jede — bei der Dramatik vieler Ereignisse billige — Sensationshascherei, vermeidet abschließende Urteile, wo sie nicht durch die Tatsachen begründet sind, und enthält sich behutsam jeder Art von Vorhersage und Spekulation, so z. B. bei der Erörterung des Verhältnisses des jungen israelischen Staates zu seinen arabischen Nachbarn oder bei der Schilderung der Stellung Indiens zu der mohammedanischen Umwelt. Es ist ein kluges, gründliches und politisch wie wirtschaftlich zuverlässig und unparteiisch informierendes Buch, dessen Lektüre von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, und das der Leser in seinem Wissen bereichert und über mancherlei Möglichkeiten nachdenklich geworden aus der Hand legen wird. 13 Kartenskizzen, eine Reihe tabellarischer Übersichten geopolitischen, religionsgeschichtlichen und wirtschaftlichen Inhalts (z. B. über die Sippe des Propheten oder über den politischen Anteil am arabischen Öl) sowie ein reichhaltiges Literaturverzeichnis lassen kaum einen Wunsch nach Information offen. Die Darstellung Fernaus schließt mit der Lage um die Jahreswende 1952/53.

Zeitlich weiter — bis in das Jahr 1954 — reicht das Buch von Dr. Lily Abegg. Räumlich ist die Darstellung auf die arabischen Länder und den Sudan beschränkt. Den an Asien interessierten

Lesern ist die Autorin durch ihre vielbeachteten Bücher und Presseberichte aus dem Fernen Osten bekannt. Ihr für die Beurteilung fremder Länder und Verhältnisse geschärfter Blick führte die erfahrene Journalistin aus China nach dem im politischen und sozialen Umbruch befindlichen Mittleren Osten. (Die Autorin bezeichnet, englischer Sprachregelung folgend, den arabischen Zwischenkontinent als «Mittelost».) Die Erfahrungen eines zweijährigen Aufenthalts in den arabischen Staaten fanden ihren Niederschlag in dem vorliegenden Buch. Sein wesentlicher Gegenstand ist die neueste Geschichte dieses Raumes, die mit viel Sachkunde und einer erstaunlichen Personenkenntnis in ungewein fesselndem Stil dargestellt wird. Es gibt kaum eine Persönlichkeit von politischer Bedeutung im Nahen Osten, die nicht durch Dr. Lily Abegg befragt worden wäre und kaum einen Gegenstand im arabischen Raum von wirtschaftlichem, ethnographischem und selbst strategischem Interesse, den die Autorin nicht einer Beleuchtung und einem klug abgewogenen Urteil unterzogen hätte. In erster Linie aber ist ihre Arbeit ein politisches Buch. Darüber kann auch der leichte Plauderton der Journalistin nicht hinwegtäuschen, und hierin liegt sein besonderer Wert. Zweifellos ist es eine der eindrucksvollsten und kenntnisreichsten Arbeiten über die gegenwärtigen Probleme des Nahen Ostens. Eine Reihe von Karten und Bildern, sowie eine umfangreiche Literaturübersicht sind dem Buche beigegeben.

Es vergeht kaum ein Tag, an welchem die großen Presseagenturen nicht neue alarmierende Meldungen über die Vorgänge in Ägypten, Nordafrika oder in Persien und Pakistan brächten, die geeignet sind, das Weltgleichgewicht zu stören und an den Weltfrieden zu rühren. Dazu wirft der sprunghaft wachsende Öldurst des Weltmarktes immer neue Probleme im arabischen Zwischen-

¹⁾ Dr. Lily Abegg: «Neue Herren in Mittelost. Arabische Politik heute.» Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1954. — Dr. Friedrich-Wilhelm Fernau: «Flackernder Halbmond. Hintergrund der islamischen Unruhe.» Mit 13 Karten. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich. 1953.

kontinent auf. Bei Abschätzung der sich in diesen Räumen abzeichnenden politischen wie wirtschaftlichen Möglich-

keiten sind beide Bücher wertvolle Beurteilungsunterlagen.

A. L. Ratcliffe

Der Stand der Medizin in Sowjetrußland und in der Sowjetzone

Das Buch *La Médecine en U. R. S. S.*¹⁾ ist ein betrübendes Buch. Zunächst wird die bekannte Tatsache der vollständigen Unfreiheit der Wissenschaft kurz geschildert: Der Name des weltbekannten Physiologen *Pawlow* wird in der zeitgenössischen russischen Medizin als Aushängeschild mißbraucht. Dieser Forscher ging davon aus, die Wirkung von Umweltreizen auf die Funktionen des Organismus im Sinne bedingter Reflexe zu deuten. Er sprach von kortikalen Reflexen und versuchte, eine sogenannte objektive Psychologie zu schaffen, welche er der subjektiven, von der Introspektion ausgehenden gegenüberstellte. Seine Versuche bezogen sich in erster Linie auf die Beeinflussung der Sekretion der Speicheldrüsen bei Hunden durch alle möglichen, in enger zeitlicher Bindung zur Nahrungsverabreichung applizierten künstlichen Reizen optischer, akustischer, mechanischer oder elektrischer Natur, die dann später auch unabhängig von der Nahrungsverabreichung angewandt wurden. Auf Grund dieser Versuche kam er zu einer besonderen Auffassung des zentralen Nervensystems, beziehungsweise der Funktionen der Hirnrinde und deren Verbindung mit den inneren Organen. Diese Auffassung verzichtet auf den Begriff einer selbständigen Psyche. Dies sieht, wie die Autorin bemerkt, alles rein äußerlich so aus, als ob *Pawlow* ein reiner Materialist gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall. Er vermied es zwar sorgfältig, in seinen Publikationen auf philosophische Fragen einzugehen, aber er hütete sich auch vor einer unzulässigen Übertragung der im Tierexperiment festgestellten Resultate auf die Erforschung der menschlichen Physiologie. Insbesondere äußerte er sich in seinen Schriften niemals über das eigentliche Wesen der psychischen Vorgänge beim Menschen. Durch seinen bedeutenden, später in Ungnade gefallenen Schüler *Orbeli* wissen wir, daß er nur in seinem engeren Mitarbeiterkreis darüber sprach, wie er persönlich über diese

Dinge dachte. Nun hat aber die materialistische kommunistische Staatsdoktrin sich der Versuchsergebnisse *Pawlows* bemächtigt und, alles vereinfachend, eine rein mechanistische Reflexologie an die Stelle der psychischen Phänomene gesetzt. Wehe dem, der von dieser Generallinie abweicht! So kommt es, daß namhafte Physiologen oder Psychiater, welche einer Ketzerei verfallen, in Ungnade gestürzt oder gezwungen werden, peccavi zu sagen. Die *Pawlow*-sche Lehre von den bedingten Reflexen, welche die Beziehungen des Organismus zur Umwelt herstellen und einer absoluten Souveränität der Hirnrinde als hierarchischem Regulator sämtlicher Funktionen des Organismus entsprechen, bildet die offiziell akzeptierte physiologische Basis, von welcher aus die medizinische Wissenschaft überall auszugehen hat. Eine andere vom Regime diktierte, zum obligatorischen Dogma erhobene Lehre ist die Behauptung von *Mitschurin* über die Vererbung erworbener Eigenschaften bei Ablehnung der *Mendelschen* Vererbungslehre.

Von besonderem Interesse ist die 1949 vom Gesundheitsministerium erlassene Vorschrift, daß alle bestehenden Institute wie Spitäler, Polikliniken und regionale Ärzte eine Einheit bilden sollten. Dieser Erlaß, der eine wirksame ärztliche Betreuung der Bevölkerung gewährleisten sollte, wird nur sehr mangelhaft durchgeführt. Im ganzen werden in einem Jahre ungefähr 20 000 junge Ärzte ausgebildet. Die wichtigen Lehrstühle sind aber oft durch ungenügend qualifizierte Dozenten besetzt, wobei es sich stets um Parteimitglieder handelt. Wesentlich ist auch die politische Erziehung der Studenten.

Das Buch gibt nun im weiteren eine Übersicht über die Ausbildung der Ärzte in den einzelnen Disziplinen der Medizin wie Pädiatrie, Geburtshilfe und Gynäkologie, Chirurgie an Hand sowjetischer Publikationen, speziell der Zeitschrift «*Medizinski Rabotschnik*» (des medizinischen Arbeiters). Wenn man

diese Darstellung an sich vorbeiziehen läßt, begegnet man stets den immer wiederkehrenden Übelständen: ungenügende Qualifikation der Ärzte, die irgendwohin ausgesandt werden, an Posten, denen sie nicht gewachsen sind. Dabei sind sie gezwungen, unter äußerst ärmlichen, primitiven Verhältnissen zu arbeiten. Ferner wird die Bewertung des Krankheitszustandes und der damit verbundenen Arbeitsfähigkeit oder -unfähigkeit mehr von den Bedürfnissen des vom Staate ausgehenden Postulates nach Arbeitskräften bestimmt als nach ärztlichen Gesichtspunkten. So wird die Isolierung tuberkulöser Kranker als «bourgeoise Methode» abgelehnt, ja selbst bazilläre Patienten werden noch im Betriebe beschäftigt. Ebenso werden durch Unfall geschädigte Invalide in den Arbeitsprozeß eingeschaltet. Bürokratische Maßnahmen, welche medizinische Angelegenheiten betreffen, werden diktiert, ohne daß die Ärzte sich dazu äußern können. Chirurgische Instrumente und Prothesen sind oft unbrauchbar. Die Organisation der Verteilung von Medikamenten läßt stark zu wünschen übrig.

Nun ist freilich zu sagen (Ref.), daß in einem so riesigen Reich, in welchem unzweifelhaft große Anstrengungen gemacht werden, um die Bevölkerung ärztlich zu betreuen, die Organisation naturgemäß vielfach versagen muß. Ich möchte auch betonen, daß — wie aus diesem Buche hervorgeht — eine scharfe Kritik an solchen Mißständen stets in Zeitungen und medizinischen Zeitschriften zum Ausdruck kommt. Man kann nur jene Ärzte bewundern, welche unter diesen drückenden Verhältnissen imstande sind, ihrem Beruf in vorbildlicher Weise nachzukommen, und ich bin überzeugt, daß dies vielleicht häufiger der Fall ist als aus dieser Schrift ersichtlich ist.

Zum Schluß wird noch jene fast kindlich anmutende Überheblichkeit erwähnt, auf Grund welcher auch die wichtigsten Entdeckungen der medizinischen Wissenschaft auf russische Forscher zurückgeführt werden. Dies entspricht der Ablehnung alles dessen, was aus dem Westen kommt. Unzweifelhaft hat auch die Medizin der russischen Forschung viel zu verdanken, und dies wird wieder so sein, sobald diese Forschung einmal wieder frei wird von Druck und Terror. Im übrigen bin ich überzeugt, daß es auch heute noch in

Rußland hervorragende Ärzte und Forscher gibt, deren Arbeit im Verborgenen bleibt.

Bei dem Bericht von *Mark G. Field* handelt es sich um Interviews von 21 ehemaligen Sowjetärzten und um die schriftliche Befragung von 1600 Sowjetbürgern über ihre ärztliche Betreuung²⁾. Die Ergebnisse sind folgende: Vielfach müssen Arbeiter durch den Arzt wegen Erkrankung oder Unfällen von ihrem Arbeitspensum befreit werden. Dabei bringt es der Zwang des Regimes mit sich, daß eine sehr große Zahl von Gesuchen um Krankheitsurlaub an die Ärzte gelangen. Selbstverständlich schreibt das System dem Arzte vor, die Zahl derartiger Bewilligungen möglichst zu beschränken. Bei den Gesuchstellern handelt es sich: 1. um Personen, die tatsächlich krank sind, 2. um Neurotiker, 3. um Simulanten und 4. um Personen, die ein Attest wünschen, das ärztlich nicht motiviert werden kann. Die beiden ersten Kategorien bieten keine Probleme nichtmedizinischer Art, wohl aber die beiden anderen. Simulanten, ja sogar Selbstverstümler, sind angeblich zahlreich, obschon ja die Feststellung eindeutiger Simulation nicht immer leicht ist. Es kann sich auch um ein Hilfesuch handeln, das rein menschlichen Motiven entspringt, so z. B. wenn «Frauen kamen, weinten und baten: Genosse Doktor, geben Sie mir bloß einen Tag frei. Ich will zu meiner Mutter aufs Dorf. Ich will nur für meine Kinder, die am Verhungern sind, etwas zu essen holen». Wer kann kontrollieren, ob es sich tatsächlich so verhält?

Gesundheitsschäden der Arbeiter gelten als weniger schlimm als Produktionsschäden. Der vom Staate besoldete Arzt ist ein Betriebsingenieur, dessen Hauptaufgabe darin besteht, durch einen geringen Krankheitsbestand einen hohen Produktionsstand sicherzustellen. Die Führung einer Privatpraxis ist zwar möglich, aber durch Sonderbesteuerung sehr erschwert. Die Ärzte leben ganz ärmlich. Für Bewilligung eines Attestes muß der Kranke einen bestimmten Temperaturgrad von Fieber haben. Ferner ist ein Prozentsatz von Krankheitsabsenzen festgelegt, der nicht überschritten werden darf, ohne daß der Arzt der Sabotage verdächtigt wird. Infolgedessen ist er gezwungen, zwischen dem, was ihm sein ärztliches Gewissen vorschreibt und den Vorschriften eines von politischem

Terror diktierten Bürokratismus zu la-
vieren. Es ist aber auch gefährlich, die
Unzufriedenheit der Patienten zu erre-
gen. Der Arzt kann von ihnen wegen
Nachlässigkeit oder wegen unrichtiger
Behandlung angeklagt werden, wobei es
oft von der Willkür der Justizbehör-
den abhängt, wie das Urteil ausfällt.

Diese Darstellung gibt also ein
außerordentlich bemühtes Bild von
dem Leben der Ärzte in der Sowjet-
union.

Aus der Druckschrift *Das Gesund-
heitswesen in der Sowjetzone* geht her-
vor, daß der gesamte Verwaltungsappa-
rat des Gesundheitswesens, bis hinab zu
den örtlichen Verwaltungsstellen seine
Direktiven von politischen Beamten be-
zieht³⁾. Da man nicht ganz ohne Sach-
verständige auskommt, werden für ge-
wisse Fragen Ärzte zugezogen. Letztere
aber sind wieder abhängig von Partei-
funktionären, deren wichtigste Funk-
tionen darin bestehen: erstens die Ärzte
zu kontrollieren, zweitens eine zwangs-
weise Senkung des Krankenbestandes zu
gewährleisten und drittens alle Versi-
cherten dem Parteivorstand zu unter-
stellen. Auch hier wurden die Ärzte zum
«Gesundheitsingenieur» degradiert. Die
Krankenbehandlung wurde weitgehend
den privaten Ärzten entzogen und in die
bestehenden Polikliniken und in beson-
dere Betriebspolikliniken etc. verlegt.
Viele Ärzte flohen deshalb nach dem
Westen. Infolgedessen wurden dann wie-
der Erleichterungen geschaffen für frei
praktizierende Ärzte in Form von
Steuerbegünstigung oder Erhöhung der
Besoldung der angestellten Ärzte und
Schaffung des Titels «verdienter Arzt des
Volkes».

Der Staat benötigt normalerweise
einen Arzt auf 1000 Einwohner; tat-
sächlich beträgt das Verhältnis 1 zu 2000.
Um die Lücken zu schließen, werden
«Arzthelfer» verwendet, die einen ein-
jährigen Kurs hinter sich haben. Da-

bei stieg der Krankheitsbestand mächtig
an und betrug z. B. in der Metall-
industrie im Mai 1953 21,8%. Da wur-
den nun Ärzte-Beratungsstellen geschaf-
fen, deren Aufgabe es ist, diese Krank-
heitsziffern radikal zu senken, indem sie
den Ärzten einfach vorschreiben, wie
viele Arbeiter sie als krank erklären
dürfen. In einzelnen Betrieben wurden
von den Parteigruppen abhängige Funk-
tionäre eingesetzt, die außerdem eine
Kontrolle über die Bewilligung von
Schwangerschaftsbeihilfe, Kuraufent-
halten und Rentenanträgen auszuüben
haben. Die arbeitende Bevölkerung wird
in die Staatsgewerkschaft gepreßt, indem
den Nicht-Organisierten nur ein An-
spruch auf die Hälfte des Krankengel-
des zuerkannt wird. Die Pflichtbeiträge
umfassen 20% des Brutto-Einkommens.
Es besteht Mangel an Medikamenten. Die
pharmazeutische Industrie und die Apo-
theken sind zum größten Teil verstaat-
licht. Neben der Gewerkschaft des Ge-
sundheitswesens entstand dann noch ein
«Deutsches Rotes Kreuz», das mit den
Aufgaben des Roten Kreuzes nur den
Namen gemeinsam hat, denn es handelt
sich um eine Organisation, die nichts
anderes darstellt als eine kommunistische
Massenorganisation zur politischen Schu-
lung der Mitglieder.

So sieht es also nach diesem Be-
richt im ostdeutschen Satellitenstaat
wahrscheinlich noch schlimmer aus als
in Rußland selbst.

Walter v. Wyß

¹⁾ Dr. I. Lazarevitch: *La Médecine en U. R. S. S.* (Préface du Dr. Jean Paraf. Les Iles d'Or, Paris 1953.

²⁾ Mark G. Field: *Structured Strain in the Role of the Soviet Physician.* *American Journal of Sociology.* Chicago, März 1953. ³⁾ *Das Gesundheitswesen in der Sowjetzone.* Denkschrift des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei in Bonn 1953.

Leben in der Zeitenwende

Seitdem *Hans Krömler* in der Sep-
tembernummer 1953 dieser Zeitschrift
aus Anlaß von *Reinhold Schneiders*
50. Geburtstag auf das Werk dieses
außerordentlichen Mannes hinwies, sind

zwei neue Bücher erschienen: *Die So-
nette* (Jakob Hegner, Köln und Olten)
und *Verhüllter Tag* (ebenda). Die So-
nette, die in den Jahren vor dem zwei-
ten Weltkrieg, während dieses Krieges

und nach seinem Ende in unzähligen Exemplaren, heimlich gedruckt und heimlich abgeschrieben, verbreitet wurden, haben Hunderttausenden von Menschen Trost, Hilfe und Beistand gegeben. Sie liegen nun gesammelt vor und sprechen mit unverminderter Eindringlichkeit zu den Menschen dieser Zeit.

Schneider ist weit mehr als nur ein Schriftsteller und Dichter, ein Historiker und Literaturhistoriker, er ist ein beispielhafter Verkünder und Verkörperer christlicher Glaubenswahrheit. Soweit ich sehe, gibt es im deutschsprachigen Schrifttum der Gegenwart keinen schöpferischen Menschen, der, so wie Schneider, aus dem Glauben lebend und schaffend, Kunstwerke hohen Ranges hervorgebracht hätte. Wer die Schriften Reinhold Schneiders liest, spürt, wie alles, was er hervorgebracht hat, aus einer innersten Herzmitte des Schöpfers strömt. Er hat kein Werk geschrieben, das nicht in tiefer Beziehung zu ihm selbst, zu seinem eigensten Anliegen stünde.

In dem vorliegenden Prosabuche gibt Reinhold Schneider nun nicht wie viele andere Autoren eine fortlaufende Selbstbiographie, sondern, wie er selbst bekennt, eine Darstellung *seines* Weges durch die Zeit: «Der Weg vom tragischen Nihilismus zum Glauben, von der Bindungslosigkeit zu Bindungen, von der subjektiven Verlorenheit in das Geschichtliche; der Versuch, beendeter Tradition einen letzten Wert zu geben und wenigstens die Schlüssel verbrannter Häuser zu wahren, Zeichen zu retten und mit ihnen die Wirkung auf die innerste Gestalt: dies allein soll zur Darstellung kommen.»

So zeichnet er Bilder hin, beschwört Augenblicke, ruft Gestalten herauf, und dies alles mit der großen Kraft einer sehr bildhaften, sehr sinnlichen, aber auch geistig erfüllten Sprache. Wir erfahren hier von Schneiders Ursprüngen, von dem Hineingeborenwerden in einen geschichtsgeladenen Raum, von seinen tastenden Versuchen zum eigenen Leben, von seinem schweren Beginnen («Ich habe wohl zwei Jahre nichts Warmes gegessen. Das Leiden, das mich nicht mehr freigibt, mag damals erregt oder gesteigert worden sein.») und seinem Weg zu sich selbst, wie er ihn in Portugal und Spanien fand. Es ist wahrhaft erschütternd, mitzuerleben, wie schwer es dieser einsame junge Mensch hatte, wie

viele innere und äußere Schwierigkeiten überwunden werden mußten, bis er sich selbst und seine ihm eigene Möglichkeit des Lebens und des Wirkens gefunden hat. Es zeigt sich aber auch, wie Schneiders Leben in *der* Weise wahrhaft begnadet war, daß er immer wieder dorthin geführt wurde, wohin er gelangen mußte, sei es, um sein Werk zu schaffen, sei es, um sich als Mensch, als Christ zu bewähren. Einzelne von diesen Begegnungen werden hier im Buche ausführlich heraufgerufen, so in dem Kapitel «Potsdam und Doorn», die mit dem letzten Hohenzollernkaiser und damit mit dem letzten Träger der Krone, die für Schneider Zeit seines Lebens das wichtigste Symbol war.

In die Bezirke der Literatur und der Geschichte führen Kapitel wie die über Jochen Klepper, den Verfasser des großen Romanes über Friedrich Wilhelm I., «Der Vater», und Anton Kippenberg, den Leiter des Insel-Verlages, dem Schneider so viel zu danken hat. Eine so noble Gestalt wie die Leo von Königs, des Malers der großen Gesellschaft, schwebt ebenso plastisch herauf wie die zahlreicher anderer Zeitgenossen aus dem geistigen und politischen Leben. Auf letzte Höhen religiöser und geistiger Auseinandersetzung aber führt uns der Dichter in den letzten Kapiteln, in denen er andeutet, wie er durch die Nöte und Gefahren der Kriegsjahre hindurchschritt, von Unzähligen geliebt, von den Machthabern mit tödlichem Haß verfolgt, durch gnadenhafte Fügungen vor dem Untergang bewahrt. Es gibt im deutschsprachigen Schrifttum der Gegenwart wenige Bücher nur, in denen so wie in diesen Schlußkapiteln von Reinhold Schneiders Buch die Kriegsjahre sichtbar und transparent werden. Die Dämonie der deutschen Tyrannis ist ebenso gegenwärtig wie der tragische Opfergang derer, die sich gegen sie mit Wort und Tat erhoben. Nächste Freunde Reinhold Schneiders gehörten zum Kreis jener tapferen Männer vom 20. Juli 1944.

Reinhold Schneider stellt indessen nicht nur dar, er erzählt nicht nur, er deutet und dringt vom Vordergrund zum Hintergrund durch, er legt ein Bekenntnis ab, das zum Ergreifendsten nicht nur dieses Buches, sondern seines ganzen Werkes gehört. Auch hier sind es vor allem die menschlichen Begegnungen, die Augenblicke, bei deren Be-

schwörung Licht auf die Weltbühne fällt, die wie durch einen Blitz von den Worten dieses Dichters immer wieder erhellt wird. Der, der dieses Buch schreiben durfte, ist ein Meister des Wortes, ein Künstler hohen Ranges, aber er ist es in einem besonderen Sinne eben als Christ, der sich selbst charakterisiert, wenn er im Vorwort zu seinem Buche den bedeutungsvollen Satz niederschrieb: «Ohne einen Blick in den Abgrund der Verzweiflung ist das Zeitalter nicht zu verstehen.»

So kommt dem Buche in zweifachem Sinne hohe Bedeutung zu: zunächst als einem neuen Glied in dem reichen und unersetzlichen Lebenswerk Schneiders, in dem es auf eine überzeugende Weise in die Mitte führt. Zum anderen aber müssen wir das Buch als ein Werk der Epoche betrachten. Gewiß steht jedes Buch in einem Bezug zur Epoche, aus der es stammt, jedes

Buch läßt aber auch Schlüsse zu über den Geist der Epoche. Betrachten wir den «Verhüllten Tag» unter diesem Gesichtspunkt, so müssen wir bekennen, daß die Möglichkeit eines solchen Werkes uns wie ein Zeichen der Hoffnung und der Zuversicht erscheint. Daß ein solches Buch entstehen konnte, ist tröstlich, daß ein Mann unter uns lebt, der es schreiben durfte, nicht minder. Denn in Reinhold Schneider ist Wirklichkeit geworden, was sich ganz selten nur ereignet, daß sich in einem schöpferischen Menschen großes Künstlertum mit echtem Glauben vereinigt, daß hier aus der sonst üblichen Abkapselung in dem Bereich des Glaubens und der Frömmigkeit der Weg offen bleibt in die Welt mit ihren Anfechtungen, aber auch mit ihrem unendlichen Reichtum an Gütern des Geistes und der Kunst.

Otto Heuschele

42 Poesie

In zwei dem jungen Kunststreben gewidmeten Zeitschriften, *Montaggio* (Rom) und *Spirale* (Bern), sind wohl manch einem die Gedichte des Aemilianers *Balilla Calzolari* aufgefallen, der seit Jahrzehnten sich in Zürich als italienischer Kulturträger bewährt. Sie fesselten durch Struktur- und Tonwerte, durch leidenschaftliche Bildhaftigkeit und erweckten den Eindruck, aus intensivem innerem Ansturm entstanden zu sein. Diesen Eindruck bestätigt, ja verstärkt das unlängst erschienene mit schlichter Eleganz ausgestattete Bändchen *42 Poesie*¹⁾. Nicht daß sich Calzolaris Gefühlstumult allenthalben zu ungetrübter Klärung im Wort durchgerungen hätte. Doch immer von neuem verrät er die Befähigung, sich in eigen geschauten, durch mitreißende Rhythmik getragenen Bildern auszusprechen, die verschiedenen, meist südlichen, teils sardischen Aspekte der Natur, der Landschaft, des Menschendaseins als Gleichnisse eigener Wonne und Wehmut darzustellen. In kurzen Aufzeichnungen vermag er den Zauber holder Geschöpfe einzufangen: *Uccelli seguono l'azzurro / che il tuo sguardo adagia / alle colline* («Vögel folgen dem Blau, / welches dein

Blick / leise auf die Hügelhänge bannt»). Werke der bildenden Kunst deutet er in knappen kraftgesättigten Formeln. Von der Nike heißt es, daß ein Schrei hervorbricht aus dem Sturm ihrer Schritte; aufsteigt er leuchtend der hehren Gestalt entlang, und, hoch emporgeschleudert, zerreißt, zerflattert er im Flügelschlag: *E dal tumulto / del tuo passo / il grido si fende / sul tuo grembo, / poi luminoso segue / i fianchi / scagliato in alto / lacerandosi / nell'ali all'aria*. Calzolari, der Vielbelesene, Feinhörige, weiß auch um die Macht der Wortstellung, der Satzakkente, oder intuitiv erfühlt er sie. Davon zeugt beispielsweise der stimmungsschwere Auftakt zum Gedicht *Notturmo momento*: *Ora gli alti gridi si sono spenti / e tutto nel silenzio d'immagini / riposa* («Die grellen Laute, nun sind sie erloschen / und alles ruht / in der Erinnerungen tiefem Schweigen»).

Dem starkbegabten Neutöner eigener Prägung wünscht man jene dankbaren Leser, denen ein lyrisches Weltbild Lebensfreude, Lebenshilfe bedeutet.

Elsa Nerina Baragiola

¹⁾ Guanda, Modena.

Musikbücher

Mit Befriedigung stellt man fest, daß auch das zeitgenössische Musikschaffen immer wieder seine Resonanz im Schrifttum findet und dabei schweizerische Verlage im Vordergrund stehen. Nach dem Briefwechsel zwischen Richard Strauß und Hugo von Hofmannsthal hat *Willi Schuh* im Atlantisverlag eine klug getroffene Auswahl aus den vierhundert *Briefen von Richard Strauß an die Eltern* herausgegeben¹⁾. Während es im ersteren Briefwechsel um das Werden des gemeinsamen Opernwerks geht, spielt hier das Leben mit seinen bunten Aspekten die Hauptrolle. Der einzige Tenor, der sich durch das Ganze hindurchzieht, ist das Bestreben des Komponisten, seinen pietätvoll geliebten Eltern — vor allem dem stets besorgten Vater — das gelungene Wagnis seiner Musikerlaufbahn vor Augen zu führen. Die Briefe umfassen die Jahre 1882 bis 1906 und damit einen der Gegenwart bereits entrückten Zeitraum. Brahms und Bülow, die großen Gestalten der Meininger Zeit, beherrschen die ersten Seiten; in den letzten Briefen wird die Vollendung der «Salome» erwähnt; wir stehen vor der Zusammenarbeit mit Hofmannsthal. Reisen, nach Italien, Ägypten, in der Schweiz, die Amerika-Tournee im Jahre 1904 werfen ihre farbigen Streiflichter, die Atmosphäre von Berlin, München, Weimar und Bayreuth wird aus Bemerkungen des Lobs oder des Mißfallens spürbar. Strauß gibt sich in diesen Briefen unreflektiert, verschweigt meist tiefere Regungen, kommentiert dafür ungehemmter die Ereignisse seines beruflichen und gesellschaftlichen Lebens. Wenn er seine Werke erwähnt, geschieht es oft als Rechtfertigung gegenüber den Ermahnungen des Vaters, von dessen Briefen Schuh eine kleine charakteristische Auswahl eingefügt hat. Man liest die Besorgnisse des wackeren Hornisten über die kompositorischen Kühnheiten seines Sohnes nicht ohne Belustigung und Rührung.

Eine wertvolle Ergänzung bedeutet die Veröffentlichung *Richard Strauß, Dokumente seines Lebens und Schaffens* des Münchner Strauß-Forschers *Franz Trenner*²⁾. Seine Auswahl stützt sich auf zumeist unveröffentlichtes Material; des Komponisten «Betrachtungen und Erinnerungen», wie auch sein

Briefwechsel mit Hofmannsthal werden nur sparsam zitiert. Selbstzeugnisse von Strauß und Stimmen seiner Zeitgenossen bis hinauf zu Briefen Hans von Bülows, vom Herausgeber ebenso geschickt als knapp verbunden, geben uns ein reich facettiertes Gesamtbild von Leben und Wirkung des Komponisten. Quellen- und Werkverzeichnis sowie die Wiedergabe bisher nicht allgemein bekannter Bildnisse erhöhen den Wert des Buches.

Der bekannte Genfer Musikschriftsteller *Willy Tappolet* hat uns ein längst fälliges Buch geschenkt: Eine neue Würdigung von *Arthur Honegger*, nachdem die früheren Veröffentlichungen schon längere Zeit nicht mehr erhältlich sind³⁾. In Bescheidenheit und Klarheit wird alles Wesentliche über Honeggers bisheriges Leben und Werk gesagt. Die enge persönliche Beziehung zwischen Autor und Komponist spiegelt sich in manchen liebwerten Einzelzügen und treffenden Urteilen. Der Wille zur Sachlichkeit prägt auch die Werkbeschreibung. Den bedeutenderen Kompositionen Honeggers ist eine Analyse beigegeben, wodurch das Buch ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Konzertbesucher wird. Das Schönste an der Darstellung Tappolets ist wohl die Tatsache, daß die Gestalt Honeggers immer reiner vor uns steht, sein Werk uns mehr und mehr hörens Wert erscheint. Man denkt an den Wunsch, den Honegger für eine Studie über Bartók schrieb und nun auch für ihn gelten darf: «Das musikbegeisterte Publikum möge immer häufiger Gelegenheit haben, sich mit der bezaubernden Kunst dieses wirklich großen und starken Musikers vertraut zu machen, ihn bewundern und ihn lieben zu lernen.»

Aus der fleißigen Feder von *Kurt Pahlen* stammt eine flüssig geschriebene Monographie über *Manuel de Falla*⁴⁾. Pahlen hat den spanischen Komponisten während seiner letzten Jahre im argentinischen Córdoba persönlich kennengelernt. Er holt weit aus und widmet die ersten vier Kapitel der Musik in Spanien; der Abriß der spanischen Musikgeschichte bis zu Pedrell, Albéniz und Granados ist an sich schon der Lektüre wert. Auf diesem lebendig gezeichneten folkloristischen und historischen

Hintergrund wirken Leben und Werk Fallas organisch und — soweit man diesen Ausdruck beim Phänomen des Künstlerischen überhaupt brauchen kann — verständlich. Notenbeispiele unterstützen die bewußt auf einen breiten Leserkreis hin angelegte Werkerläuterung.

Aus der Chopin-Literatur der letzten Jahre sticht ein Buch hervor, nach dem man schon um des Verfassers willen greift: Es ist die *Chopin*-Darstellung von *Alfred Cortot*⁵⁾. Der französische Meisterpianist sieht Chopin mit den Augen eines Liebenden, dessen Verstehen aus der unromantisch erfaßten Wirklichkeit Kraft und Tiefe gewonnen hat. Was er gestaltet, wächst aus einer Zwiesprache des nachschaffenden Künstlers mit dem verehrten Meister. Wesen und Gestalt, die im Untertitel angeführten Begriffe, sind für Cortot keine unverbindlichen Clichés. Er tastet gleichsam die Porträts von Chopin ab, und er deutet die stumme Aussage von Chopins Hand, die in Abgüssen erhalten ist. Aus der sorgfältigen Zusammenstellung von Zeugnissen über Chopin und dem taktvollen Abwägen seiner Beziehungen entsteht ein Charakterbild von der Klarheit und Unmittelbarkeit einer meisterhaften Skizze. Die Kapitel «Chopin als Lehrer» und «Chopins Konzerttätigkeit» konnte in solcher Überlegenheit nur ein Pianist schreiben; mit der echten Fassung von Chopins Skizzen zu einer (übrigens enttäuschend trockenen) Klaviermethode gibt Cortot auch einen Beitrag zur Forschung. Vier Bildtafeln bereichern das Buch, das man nicht aus der Hand legt, ohne einer aufrüttelnden Begegnung mit der rätselhaft bleibenden Erscheinung Chopins teilhaftig geworden zu sein.

Franz Zagiba, Privatdozent für slawische Musikgeschichte an der Universität Wien, legt eine Monographie über *Tschaikowskij* vor⁶⁾. In einem Mosaik kleiner, oft knappster Abschnitte schildert er Leben und Werk des Meisters auf Grund eines umfassenden, in erster Linie russischen Quellenmaterials. Reichhaltig ist auch die Bebilderung, hingegen vermissen wir bei der Werkbesprechung oft eine ausführlichere Analyse. In der Gesamtwürdigung des Komponisten fällt auf, daß sich Zagiba gegen die Annahme der Homosexualität bei *Tschaikowskij* wendet und dafür eher dessen schizoiden Charakter betont.

Dankbar ist man für die weitgehende Zitierung des Komponisten selber; der Briefwechsel mit Frau von Meck erweist sich einmal mehr als ein höchst aufschlußreiches Dokument. Es ist ein *Tschaikowskij*-Buch, dem zwar überragendes geistiges Format abgeht, das aber im Dokumentarischen Wesentlichen bereithält und ein zuverlässiges, verständnisvolles Bild des russischen Meisters vermittelt.

Es ist Mode geworden, urkundliche, autobiographische und literarische Quellen über Komponisten zu einem «Brevier» zusammenzufassen, wobei sich dann der Leser dem Vorzug der Unmittelbarkeit und dem Nachteil des Ungealteten gegenüber sieht. *Hans Dünnebeil*, Musikverleger in Berlin, hat als Krönung seiner Veröffentlichungen über *Carl Maria von Weber* (Verzeichnis des Schrifttums über Weber und der Kompositionen, Zeittafel über Leben und Wirken) ein *Weber-Brevier* herausgegeben⁷⁾. Das Buch, in Papier- und Druckqualität leider die Zeichen der ersten deutschen Nachkriegsjahre an sich tragend, gibt namentlich in den Äußerungen Webers über eigene Werke und über andere Komponisten wie auch in den Urteilen berühmter Persönlichkeiten, der Kritik und des Auslandes über Weber eine Fülle an sonst nur schwer zugänglichen Dokumenten.

Das mit *Die Macht der Töne* betitelte Werk von *Giovanni Stepanow* ist nur bedingt ein Musikbuch⁸⁾. Der heute

1) Richard Strauß: Briefe an die Eltern. Herausgegeben von Willi Schuh. Atlantis-Verlag, Zürich/Freiburg i. Br. 1954. 2) Franz Trenner: Richard Strauß, Dokumente seines Lebens und Schaffens. Verlag C. H. Beck, München 1954. 3) Willy Tappolet: Arthur Honegger. Atlantis-Verlag, Zürich 1954. 4) Kurt Pahlen: Manuel de Falla und die Musik in Spanien. Musikerreihe Bd. XIV. Verlag Otto Walter, Olten/Freiburg i. Br. 1953. 5) Alfred Cortot: Chopin, Wesen und Gestalt. Atlantis-Verlag, Zürich 1954. Aus dem Französischen («Aspects de Chopin») übertragen von Hanns von Winter. 6) Franz Zagiba: *Tschaikowskij*, Leben und Werk. Amalthea-Verlag, Zürich/Leipzig/Wien 1953. 7) Hans Dünnebeil: C. M. von Weber, ein Brevier. Musikverlag Hans Dünnebeil, Berlin 1949. 8) Giovanni Stepanow: *Die Macht der Töne*. Huber & Co., Frauenfeld 1954.

als Kunsthistoriker bekannte Autor hält Rückschau auf sechzehn Jahre gemeinsamen Lebens mit der russischen Pianistin Elena Rombro. Seine Erzählung beginnt mit der ins Jahr 1914 fallenden ersten Begegnung in Rom und endet mit dem 1930 erfolgten Einzug in die für seine Gattin gebaute Villa auf Capri. Ein Stück römischer und italienischer Konzertgeschichte wird lebendig; die russische Musik erwarb sich dank dem Einsatz von Elena Rombro Heimatrecht

in den italienischen Programmen. In der zweiten Hälfte des Buches jedoch drängt der Kunsthistoriker in Stepanow den Musikbegeisterten zurück. Nach dem Lesen der nicht ohne Pathos erzählten Erinnerungen bleibt die bittere Wahrheit, daß die Nachwelt auch dem konzertierenden Künstler keine Kränze zu vergeben hat. Wenn es doch geschehen will, merkt man erst recht, daß Pietät kein Werk ersetzen kann.

Edwin Nievergelt

Die Konvertibilität der europäischen Währungen

Die Frage der Währungskonvertibilität ist in der jüngsten Zeit aus der wissenschaftlichen Sphäre in den Bereich politischer Entscheidungen gerückt. Wer allerdings die Hoffnung hegte, daß die freie Umtauschbarkeit der wichtigsten europäischen Währungen schon im Herbst 1954 Wirklichkeit werde, sieht sich getäuscht. Gewiß sind auf dem Weg zu diesem Ziel bedeutsame Erfolge — in Gestalt stufenweiser Lockerungen von Devisenvorschriften — zu verzeichnen; doch läßt der entscheidende Schritt noch auf sich warten.

Das Thema der Konvertibilität bleibt damit in seiner ganzen Problematik weiterhin zur Diskussion gestellt. In der Tat besteht an umstrittenen Problemen kein Mangel, und es hält bei der Unzahl von Presseartikeln, Aufsätzen und Schriften, die der Konvertibilitätsfrage gewidmet sind, einigermaßen schwer, den Blick auf das Wesentliche nicht zu verlieren. Eine Gesamtschau des Problems, wie sie die vorliegende neueste Publikation der *Volkswirtschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung* bietet, wird daher vielenorts willkommen sein, zumal hier nicht nur die wissenschaftlichen, sondern auch die praktischen Aspekte der Konvertibilität beleuchtet werden¹⁾.

Daß in einem Sammelwerk, in dem prominente Geldtheoretiker und Währungspolitiker verschiedener Länder zum Worte kommen, die Meinungen oft recht hart aufeinanderstoßen und die Gegensätze in aller Schärfe zutage treten, kann nicht verwundern. Einigkeit besteht zwar, wie Prof. F. Lutz in seiner

resümierenden Schlußkritik bemerkt, über das Endziel der vollen Konvertibilität: Jeder soll schließlich wieder einmal auf jedem Devisenmarkt jede Devisen kaufen können, ganz gleich, zu welchem Zweck er sie braucht — ob zur Kapitalausfuhr, zu Reisezwecken oder zur Bezahlung ausländischer Güter und Dienstleistungen. Einig scheinen sich die Verfasser der einzelnen Aufsätze auch darin zu sein, daß dieses Ziel nicht sofort und auf einen Schlag erreicht werden kann. Aber damit hört die Übereinstimmung auf. Über den Weg, den man beschreiten soll, um zur vollen Konvertibilität zu gelangen, gehen die Auffassungen auseinander. Und zwar beziehen sich die Meinungsverschiedenheiten in der Hauptsache auf zwei Punkte: erstens, ob man bei der schrittweisen Annäherung an die volle Freiheit der Währungen der «Ausländerkonvertibilität» oder der «Inländerkonvertibilität» den Vorrang geben soll, und zweitens, ob zur Herbeiführung und Konsolidierung der Konvertibilität feste oder flexible Wechselkurse geeigneter seien.

Die Devisenzwangswirtschaft der Kriegs- und Nachkriegszeit hat die Begriffe des *Deviseninländers* und des *Devisenausländers* geprägt. Dabei wird nicht auf die Staatsangehörigkeit, sondern auf das Domizil abgestellt. Ein Schweizer, der in London wohnt, ist für die britische Devisenbehörde ein «Inländer», ein Engländer mit Wohnsitz in Zürich für sie dagegen ein «Ausländer». Wer — Inländer oder Ausländer — soll nun zuerst in den Genuß der Konvertibilitätsvorteile gelangen, wenn es nicht

wohl möglich ist, beiden gleichzeitig schon die nämlichen Rechte zuzugestehen?

Eine begrenzte oder partielle Konvertibilität, so betont Prof. G. Haberler in seinem einleitenden Aufsatz, ist zwar besser als gar keine, aber sie bedeutet eine beträchtliche Verminderung und Gefährdung der Vorteile der Konvertibilität. Tatsächlich bleibt unter dem Regime der *Ausländerkonvertibilität*, wie Prof. W. Röpke hervorhebt, die Devisenzwangswirtschaft als Regulierungsmittel der Zahlungsbilanz und damit als schwerstes Hemmnis eines freien internationalen Leistungswettbewerbs aufrechterhalten. «Die Gefahr besteht, daß, nachdem alle Energien auf dieses Nebenziel gerichtet worden sind, das betreffende Land sich dauerhaft in dem neuen Zustand einrichten und sich mit dem bloßen Wort und Schein der ‚Konvertibilität‘ begnügen wird.» Die praktische Konsequenz einer Konvertibilität nur für Devisenausländer müßte jedenfalls — darauf legt S. Posthuma besonderen Nachdruck — die Preisgabe der Europäischen Zahlungsunion und der durch sie erzielten Fortschritte im zwischenstaatlichen Handels- und Zahlungsverkehr sein.

Demgegenüber meint Prof. F. Lutz, daß die *Inländerkonvertibilität*, die mit freier Kapitalausfuhr gleichbedeutend ist, von vielen Ländern aus Furcht vor massiven Kapitalabzügen erst als letzter Schritt ins Auge gefaßt werde. Wenn diese Länder daher mit der Einführung der Ausländerkonvertibilität warten, bis sie den Inländern entsprechende Freiheiten zugestehen können, dann werde voraussichtlich auf absehbare Zeit überhaupt nichts geschehen.

In der Auseinandersetzung über die Alternative *stabile oder flexible Wechselkurse* wird nicht immer auf gleicher Ebene gefochten. Hüben stehen die Praktiker, die für die Währungspolitik verantwortlichen Instanzen, die bewegliche, frei schwankende Kurse mit dem Hinweis auf die daraus erwachsenden Schwierigkeiten und Gefahren für den internationalen Zahlungsverkehr ablehnen, drüben die Theoretiker, die aus grundsätzlichen Überlegungen variable Wechselkurse als ein flexibles Element in der Außenwirtschaft und als unter den gegebenen Verhältnissen einzig anwendbares Mittel gegen Zahlungsbilanzstörungen fordern.

In dem vorliegenden Band sind Freunde und Gegner einer beweglichen Wechselkurspolitik vertreten. Eindringlich kommt die *Befürwortung fester Wechselkurse* im Beitrag von S. Posthuma, Mitglied des Direktoriums der Nederlandsche Bank, zum Ausdruck; der insbesondere auf den Risikofaktor hinweist, der durch flexible Kurse in die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen und vor allem in die langfristigen internationalen Kapitalanlagen getragen wird. Dieser Standpunkt deckt sich übrigens mit der Auffassung der *Schweizerischen Nationalbank*, wie sie unlängst vom Präsidenten des Direktoriums in aller Klarheit und Eindringlichkeit dargelegt worden ist (Paul Keller: Vom Zusammenwirken der Währungen, «Außenwirtschaft», Heft II, 1954).

Für eine *variable Kursgestaltung* plädieren namentlich die Professoren Haberler und Lutz, die davon ausgehen, daß von den drei theoretisch denkbaren Möglichkeiten zur Beseitigung von Zahlungsbilanzstörungen — Einfuhrrestriktionen (eventuell verbunden mit künstlicher Ausfuhrförderung), monetärer Deflationsdruck und Fallenlassen der Wechselkurse — nur die letztere Maßnahme praktisch anwendbar ist. Beide Autoren lassen aber durchblicken, daß sie sich der unerwünschten Begleitscheinungen eines Systems beweglicher Wechselkurse durchaus bewußt sind und daher letztlich, gleichsam als ideales Fernziel, mindestens de facto stabile Kurse ins Auge fassen. Da andererseits auch grundsätzliche Anhänger fester Kurse für bestimmte Währungen eine fluktuierende Kursgestaltung während einer Übergangsperiode nicht schlechthin ablehnen und überdies stabile nicht mit starren Wechselkursen gleichsetzen, sondern eine gewisse Bewegungsfreiheit zugestehen, ist der Graben zwischen den beiden Lagern in Wirklichkeit nicht so tief, wie es in der Diskussion oft den Anschein haben mag.

Fritz Leutwiler

¹⁾ Die Konvertibilität der europäischen Währungen (mit Beiträgen von G. Haberler, P. Jacobsson, W. Röpke, G. Carli, F. Collin, H. Germain-Martin, H. Homberger, J. E. Meade, F. W. Meyer, S. Posthuma, F. A. Lutz), herausgegeben von A. Hunold, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1954.

Hundert Jahre Zürcher Seide

Die Jubiläumsschrift der *Zürcherischen Seidenindustrie-Gesellschaft* weckt in vielfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Lesers¹⁾. Sie erscheint zum hundertjährigen Bestehen einer Organisation, die sehr wohl als der älteste Berufsverband unseres Landes bezeichnet werden kann; bei seiner Gründung gab es in keiner anderen Industrie eine ähnliche Vereinigung, und auch die Gewerkschaften waren noch völlig unbekannt. Die gemeinsamen wirtschaftlichen und technischen Interessen begünstigten aber schon damals einen solchen Zusammenschluß, der beispielsweise in der kollektiven Beschickung internationaler Ausstellungen, 1881 auch in der Gründung der Zürcher Seidenwebschule (jetzt Textilfachschule Zürich) und in der Schaffung anderer, mehr interner Organisationen Ausdruck fand. Darunter bilden die nun ein ganzes Jahrhundert umfassenden Produktionsstatistiken eine eindrucksvolle Dokumentation. Außer dem Verlauf der Verbandsgeschäfte schildert die gut gegliederte Arbeit auch das Auf und Ab der Konjunkturen und Krisen, die häufigen Zolsschwierigkeiten mit dem Ausland und die oft damit verbundene schwere Gefährdung dieser gestern wie heute auf den Export angewiesenen Industrie. Der Laie findet darin auch das Bild der Vielgestaltigkeit und Verästelung, das die Seidenindustrie heute darstellt, die sich ja im Schritt mit der allgemeinen Entwicklung etliche neue Tätigkeitsbereiche angegliedert hat.

Dem Verfasser, Dr. *Theo Niggli*, der als langjähriger Sekretär der Zür-

cher Seidenindustrie-Gesellschaft aus dem Vollen schöpfen konnte wie kaum ein anderer, ist es gelungen, eine übersichtliche Gesamtschau zu geben. Damit reiht sich dieses Werk würdig an Bürkli-Meyers Darstellung der Zürcher Seidenindustrie von 1884 und schließt eine Lücke, die schon lange empfunden wurde. Dabei hat der Verfasser das Zufällige und Nebensächliche zu Gunsten des Wesentlichen zurückgedrängt und ein Werk geschaffen, das zu den wohlgeratensten Jubiläumsschriften gezählt werden darf, die in den letzten Jahren herausgekommen sind. Dem kurzen Vorwort des heutigen Präsidenten Dr. *Hans Schwarzenbach* (Thalwil) stehen am Schluß wertvolle Verzeichnisse und bibliographische Hinweise gegenüber.

Besondere Erwähnung verdient das Bemühen, in dieser Geschichte einer an sich unpersönlichen wirtschaftlichen Vereinigung auch die zahlreichen markanten Persönlichkeiten, ohne deren Wirken die Zürcher Seidenindustrie niemals geworden und auch nicht geblieben wäre, was sie ist, im Bilde vorzustellen. Die kleine Porträtgalerie, die der Leser in dem Jubiläumsbuch der Zürcher Seide findet, illustriert diesen bedeutsamen Ausschnitt zürcherischer Wirtschaftsgeschichte der letzten hundert Jahre in willkommener Weise.

Hans Rudolf Schmid

¹⁾ Dr. Theo Niggli, «Hundert Jahre Zürcherische Seidenindustrie-Gesellschaft 1854—1954». Orell Füßli, Zürich 1954.